

## 2. Sonntag in der Fastenzeit

St. Pantaleon, 04.03.2012

Liebe Schwestern und Brüder,

das Evangelium der heutigen hl. Messe am zweiten Sonntag in der Fastenzeit zeigt uns Jesus in einer schwierigen Situation. Das mag beim ersten Zuhören etwas befremden. Wieso erlebt Jesus schwierige Situationen? Wieso läuft bei ihm nicht alles glatt? Warum Schwierigkeiten? Ist er nicht Gott, der Allmächtige? Wieso Entbehrungen, wieso Einschränkungen? Wieso Engpässe? Hatte Jesus etwa eine Vorliebe für das Schwierige? Nein! Auf gar keinen Fall. Jesus – unser Jesus!, wahrer Gott und wahrer Mensch – war ein bis in die Tiefe seiner Persönlichkeit positiv denkender Mensch, ein Mensch, der das Schöne und auch – warum nicht? - das Angenehme bejahte, er war wirklich kein Kind von Traurigkeit, im Gegenteil! Und dennoch hat Jesus, dieser Jesus!, extra gewollt, auf Erden Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu erleben. Wissen Sie warum? Weil er wusste, dass auch wir im Laufe unseres Lebens irgendwann Schwierigkeiten würden erleben müssen, und er wollte uns gerade in diesen Augenblicken nah sein, uns unter die Arme zu greifen, uns Solidarität zeigen, uns die Bitterkeit der Einsamkeit sparen.

Was sagen Sie dazu, meine lieben Schwestern und Brüder? Ist das nicht einfach großartig? Ist das nicht tröstlich? Ja, das ist es, auf jeden Fall! Wie groß und wie unbeirrt muss die Liebe Gottes zu uns sein, dass er dies so eingerichtet hat, im voraus zu leiden, damit wir bei unserem persönlichen Leiden Trost bei ihm finden können, uns von ihm geistig begleitet wissen und verstanden fühlen! Das ist zweifellos ein ganz großes Geschenk. Sich beim Leiden begleitet zu wissen und erst recht von Gott, das ist etwas ganz Tröstliches und einmalig Schönes. So gesehen, erhalten die Schwierigkeiten des Lebens, die einfach so über uns kommen, eine neue Dimension, nämlich dass sie für uns eine Gelegenheit darstellen, uns mit Jesus Christus zu vereinigen, der uns beim Ertragen von Schwierigkeiten welche auch immer mit seinem Beispiel vorangegangen ist. Eins ist auf jeden Fall klar: wenn wir so täten, d. h. wenn wir in den unangenehmen, bzw. schwierigen Situationen unseres Lebens an Jesus konkret und gezielt dächten, der damals so ungefähr gelitten hat, wie wir heute, wenn wir uns mit ihm dann vereinten, dann würden wir uns beim Leiden in ihm geborgen fühlen, dann würden wir nicht vom Sog der Schwierigkeiten in die Niedergeschlagenheit, bzw. in die Traurigkeit weggespült werden, denn wir wüssten dann, dass alles, was wir erleben – auch das Unangenehme -, einen Sinn hat, nämlich, Jesus Christus nah zu sein, ihm ähnlich zu werden.

Und – ist das nicht der Sinn des Lebens, Jesus Christus immer ähnlicher zu werden? „*Lasst uns Menschen machen, als unser Abbild, uns ähnlich*“ (Gen 1, 28), heißt es in der Genesis über die Erschaffung des Menschen.

Kehren wir aber nun zum Text des heutigen Evangeliums zurück. Was für schwierige Situationen machte Jesus nun durch? Jesus Christus, unser Herr, stand inzwischen im zweiten Jahr seines öffentlichen Wirkens. Seit seiner Taufe durch Johannes im Jordan war viel passiert: Bekehrungen, Wunder, frohe Ereignisse, erfolgreiche Verkündigung der Frohbotschaft ... Und nun geschah es – ich rede ja nur menschlich -, dass Jesus mit einemmal die Vorstellung seines furchtbaren Leidens und seines sachmachvollen Todes, die er natürlich schon längst kannte und auch bejahte, ihm geistig immer aufdringlicher in den Sinn kam. Ein merkwürdiges Gefühl überfiel ihn, so etwas wie Angst. Ja, die menschliche Natur Jesu wehrte sich gegen das Leiden und gegen den Tod. Logisch! Normal! Hätte er solche Gefühle nicht gehabt, wäre er kein wahrer Mensch. Wir begegnen in dieser Stunde einem Jesus also, der betrübt ist, der sich Sorgen macht, der mitgenommen ist – kennen Sie das nicht, meine lieben Schwestern und Brüder? Natürlich kennen wir es, dieses zermürbende Gefühl, das in unserer Seele aufsteigt und uns in seine Krallen bekommen möchte. Plötzlich überfallen uns Gedanken, Vorstellungen oder gar Empfindungen, die uns seelisch belasten, betrüben, ängstlich machen, sie nehmen uns die innere Freiheit, sie hindern uns daran, an etwas anderes zu denken: etwa z. B. eine schlechte Nachricht über eine Krankheit unserer selbst oder eines geliebten Menschen, ein Lebensschicksal, oder – im kleineren Rahmen – eine Widerwärtigkeit, eine Schwierigkeit im familiären, beruflichen oder gesellschaftlichen Bereich, irgendetwas läuft anders als erwünscht und lässt uns ungute Folgen ahnen. Man ist halt betrübt, vielleicht sogar ängstlich, auf alle Fälle mitgenommen. So ungefähr erging es Jesus an dem Tag, als ihm die Vorstellung seines baldigen Leidens und seines Todes am Kreuze derart intensiv in den Sinn kam, dass er eine Art innerer Beklemmung bekam, so etwas wie Angst. Erschwerend hinzu kam es für Jesus – und das ist sehr, sehr schmerzhaft, vielleicht kennen wir es auch – dass seine unmittelbare Umgebung – seine Jünger also - von seiner seelischen Verfassung nichts mitbekam. Und das ist wirklich gar nicht schön, dass diejenigen, mit denen du das Leben teilst, nicht merken, wie es dir geht. Sie scheinen, nicht auf die Augen des Du zu schauen, den Gesichtsausdruck des Partners, seine Gesten, seine Zeichen übersehen sie offenbar. Man fragt sich nur, wo sie ihr Herz haben, dass sie ihre Lieben übersehen. Nicht, dass Jesus den Jüngern es nicht gesagt hätte, dass er betrübt war. Im Gegenteil, das Lukasevangelium erzählt, Jesus habe einmal die zwölf Jünger um sich versammelt und zu ihnen gesagt: „*Wir gehen jetzt nach Jerusalem hinauf; dort wird sich alles*

*erfüllen, was bei den Propheten über den Menschensohn steht: Er wird den Heiden ausgeliefert, wird verspottet, misshandelt und angespuckt werden, und man wird ihn geißeln und töten. Aber am dritten Tag wird er auferstehen. Doch die Zwölf verstanden das alles nicht; der Sinn der Worte war ihnen verschlossen, und sie begriffen nicht, was er sagte“ (Lk 18, 31 – 34). Meine lieben Schwestern und Brüder, wie traurig nicht wahr? Es bewahrheitet sich, was im Prolog des Johannesevangeliums geschrieben steht: „Er kam zu den Seinen, aber die Seinen haben ihn nicht aufgenommen“ (Joh 1, 11).*

Armer Jesus, wie einsam ist er, allein steht er da mit seiner Sorge, mit seinem zermürbenden Gefühl wegen des immer näher rückenden Leidens und Todes. Was machen seine Freunde, was tun seine Jünger? Sie diskutieren, wer der Größte im Reich Gottes sein wird und lassen ihn im Grunde allein, zwar tun sie das unabsichtlich, sie lieben Jesus im Grunde wohl, doch sie lassen ihn mit seiner Sorge tatsächlich allein. Jesus ist einsam, umgeben von seinen Freunden. Was können wir aus dieser Begebenheit lernen? Eine ganze Menge, meine lieben Schwestern und Brüder, eine ganze Menge. Das Evangelium ist tatsächlich die Schule des Lebens. Wir lernen von Jesus, dass es zur Liebe gehört, sich gegenüber dem, den man liebt, zu öffnen, ihm die eigenen Sorgen mitzuteilen. Nicht aus „Pflicht“, sondern weil es einem ein Bedürfnis ist. Vor diesem Hintergrund täte es uns gut, zu überlegen, ob wir unseren Lieben an unserer Befindlichkeit wie auch an all dem, was uns bewegt, Anteil nehmen lassen oder nicht. Ein Minimum an Mitteilbarkeit ist in jeder Liebes- und Freundschaftsbeziehung auf alle Fälle unentbehrlich. Wer sich nicht teilt, verfällt der Isolation und verliert möglicherweise sein psychisches Gleichgewicht. Wenn das Wasser nicht fließt, bilden sich Pfützen, in denen die Insekten aller Art ein Zuhause finden.

Und was hat Jesus getan, als er merkte, dass seine Jünger, seine Vertrauten, ihn bei aller Liebe, die sie zu ihm sicherlich hatten, doch allein mit seiner Angst ließen? Er entschloss sich, zu seinem Vater zu gehen und die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Er hätte dies ohnehin gemacht, doch jetzt, wo er sich von seinen Jüngern allein gelassen fühlte, wurde für ihn das Gespräch mit seinem Vater umso dringlicher. Er nahm sich drei seiner Jünger und stieg mit ihnen auf einen hohen Berg. Dort wollte er beten, d. h. mit seinem Vater Gott die Angelegenheit, die ihn belastete, zu besprechen. Und als er betete, geschah es, dass er verwandelt wurde: „*seine Kleider wurden strahlend weiß, so weiß, wie sie auf Erden kein Bleicher machen kann. Da erschien vor ihren Augen Elija und mit ihm Mose, und sie redeten mit Jesus“* (Mk 9, 2-4). Jesus war gestärkt, er war wie verwandelt und konnte sich dann sozusagen mit einem neuen, freieren und frischeren Geist der Durchführung seiner Aufgabe widmen.

Meine lieben Schwestern und Brüder, wir wollen froh und dankbar sein, dass das Evangelium uns diese Episode im Leben Jesu nicht vorenthalten hat, denn wir lernen daraus eine ganze Reihe von wichtigen Aspekten für die Gestaltung unseres alltäglichen Lebens. Zunächst einmal lernen wir, dass die Angelegenheiten des Lebens, erst recht die Probleme des Lebens mit ihren Ängsten und Unsicherheiten, zum Gespräch mit Gott gehören. „*Fasse keinen Entschluss, ohne die Angelegenheit vor Gott erwogen zu haben*“ (Der Weg 266), erinnert uns der hl. Josefmaria Escrivá in seinem kleinen, großen Buch „*Der Weg*“. Das ist an sich durchaus logisch, denn alles, was geschieht, hat so oder so mit Gott zu tun, und es ist von daher das Normalste der Welt, dass wir mit ihm darüber reden. Aber auch ein Zweites lernen wir aus dem Evangelium der heutigen hl. Messe, nämlich, dass, wenn wir eines Tages feststellen müssen, dass unsere Vertrauten uns mit unseren Angelegenheiten im Regen stehen lassen, es dann höchste Eisenbahn ist, dass wir zu Gott mit unserer Enttäuschung aber auch mit unseren Anliegen gehen. Wir lernen aber noch mehr. Wir lernen z. B. – und das ist möglicherweise das Wichtigste, dass wir heute lernen können – dass das Gebet Jesus nicht vom Leiden und Tod befreit hat – das wollte Jesus auch gar nicht! -, sondern ihm „*nur*“ eine Gesinnung der Freude an der Hingabe gab, ohne die das Opfer im übrigen nicht vollständig gewesen wäre. Oft stellen wir fest, Gott hat uns das Materielle nicht gegeben, worum wir ihn gebeten haben. Wir sind trotz Gebet nicht gesund geworden, unsere Arthrose schreitet fort, oder jener geliebte Verwandter, Freund oder Bekannter ist doch gestoben. Meine lieben Schwestern und Brüder, das Gebet kann selbstverständlich solche Heilungswunder wirken, und jeden Tag geschehen eine ganze Reihe solcher Wunder durch die weite, breite Welt verteilt, doch die Wirkung des Gebetes ist meistens nicht primär die Heilung, sondern vielmehr die neue Gesinnung, die frischere, getragene, menschliche und übernatürliche, d. h. auch gottergebene Gesinnung, mit der man die Schwierigkeiten des Lebens anpackt, erlebt und erträgt. Und das ist das Wunder des Gebetes, dass der Christ sein Leben nämlich mit einer frischen, hingeebenen, frohen und entschiedenen Gesinnung gestaltet. Dann ist es sogar mitten in den Schwierigkeiten doch schön, man verliert die Nerven nicht, bzw. nicht so leicht, man begehrt nicht auf, man verliert den Frieden nicht. Man ist zufrieden; in der Seele spürt der Mensch dann eine tiefe Gelassenheit, und es ist ihm, als würde es ihm im Tiefsten seines Herzens so ergehen, wie es den drei Jüngern auf dem Berg der Verklärung erging, die eine Stimme hörten, die sagte: „*Das ist mein geliebter Sohn: auf den sollt ihr hören*“ (Mk 9, 7). Dieses innere Wohlbefinden ist übrigens der Beweis, dass Gott unser Gebet doch gehört hat. Amen.